

Marc Pitzke
Abschied von Amerika

MARC PITZKE

ABSCHIED VON AMERIKA

**Warum meine Wahlheimat mir fremd
geworden ist – und es mir trotzdem
schwerfällt, ihr den Rücken zu kehren**

Deutsche Verlags-Anstalt

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Die Grundlage für die in diesem Buch dargestellten Geschehnisse sind die Erinnerungen des Autors. Zum Schutz der Persönlichkeitsrechte wurden Namen, Orte, Nationalitäten sowie weitere identifizierende Merkmale teilweise geändert oder anonymisiert.

1. Auflage

© 2026 by Deutsche Verlags-Anstalt, München
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München,
und SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG,
Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München
Umschlagabbildungen: © Tove Farbroth, © aleks ivic visuals
Autorenfoto: © SPIEGEL/Justin Hamel
Fotos Innenteil: © Marc Pitzke, mit Ausnahme von 4.3, 4.4 und 7.3:
© Darren Anthony und 6.1: © Meridith Kohut
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck: GGP Media GmbH
Printed in Germany
ISBN 978-3-421-07060-9
www.dva.de

Für Darren
To the moon and back

INHALT

Vorwort 9

Boulevard der Dämmerung 11

Sehnsüchte 17

- Pilger in Plymouth 19 • Fenster zum Hof 27
Die Reue des Radikalen 36 • Over the Rainbow 42
Angst vorm Fliegen 46 • Der Mann aus Hope 51
Miami Vice 55 • Sünde und Sühne 61 • Totentanz 69
Chads am Stripclub 73 • Bills Freunde 79

Crash 85

- Das Loch im Himmel 87 • Toms letzte Mission 94
Blackout 100 • Patriotismus im Ausverkauf 109
Neverland 115 • Gott ist ein Alien 122
Sintflut 127 • Showtime im Apollo 134

Comeback 139

- Yes, we can 141 • Florents Abgesang 153
Wall Street Blues 156 • Manhattan Plaza 162
Hilflose Helfer 166 • Should Trump Run? 171
Eine Hochzeit in Washington 176 • Im Fadenkreuz 180
Phoenix aus der Asche 190 • Tödliche Wachteljagd 195
Wo Illusionen enden 203

Trumpistan 215

Tomahawks und Tränengas 217

American Pie 227 • Diplomatische Debakel 230

Alte Schmerzen, neue Schmerzen 238

Tick-tock 242 • Liebe in den Zeiten von Corona 249

Trumps Mob 254 • Happy Hour am Rio Grande 262

Abschied von Maryland 269 • Dissidenten 272

Hooray for Hollywood 282 • Irgendwas mit Medien 288

Law & Order 294

Abgründe 297

Urlaub in Guantanamo 299

Margie im MAGA-Land 306 • Höhenluft 314

Der Anfang vom Ende 322 • Toxische Männer 329

American Psycho 335 • Hello, goodbye 342

Dank 349

VORWORT

Als ich dieses Buch begann, stand hinter dem Titel ein Fragezeichen. Niemand wusste, wohin es gehen würde. Wohin Donald Trump uns führen würde.

Mit der Zeit wurde es klar. Das Fragezeichen verschwand.

Das Amerika, das wir zu kennen glaubten, ist nicht mehr. Es war eine Illusion, die 80 Jahre lang gehalten hat. Was an seine Stelle treten wird, ist ungewiss.

Mein halbes Leben habe ich in den USA verbracht. Als Journalist auf der Suche nach Geschichten und Geheimnissen, als Privatemensch auf der Flucht vor Dämonen – angelockt von »life, liberty and the pursuit of happiness«, von Leben, Freiheit und dem Streben nach Glück, jenen »unveräußerlichen Rechten«, die in der Unabhängigkeitserklärung verankert sind. Nun zerbricht das Ideal und damit auch das, was Amerika für mich mal zu Amerika gemacht hat. Was jetzt?

Es waren Jahre voller professioneller und privater Abenteuer, in denen ich lernte, zu lachen und das Leben zu schätzen. Aber auch Jahre der Verluste und der Angst. Am Ende fand ich mich selbst, doch verlor Amerika.

Dieses Buch enthält alte und neue Geschichten. Viele beruhen auf früheren Reportagen, erst für die Zeitung »Die Woche«, dann für den SPIEGEL. Bisher existierten sie nur als vergilbtes Papier im Keller oder als virtuelle Geister im Netz. Ich habe sie durch zusätzliche Recherchen erweitert, habe in alten Tagebüchern gekramt, Notizblöcken, Fotoalben, Kalendern, Archiven, auf Festplatten, selbst Floppy Disks.

Einige Namen wurden geändert, »to protect the innocent«, wie sie in Amerika sagen.

Dies ist die Story Amerikas, so wie ich sie erlebt habe.

Es ist meine Story.

New York, im Juli 2026

BOULEVARD DER DÄMMERUNG

Plötzlich schwappt suppiger Nebel über den Sunset Boulevard. Die Windschutzscheibe wird zu Milchglas, die Temperatur stürzt. Wir frösteln.

»*Damn*«, murmelt Darren und schließt das Autofenster.

Gerade noch hat uns die Sonne Kaliforniens gewärmt und geblendet, so wie es sich gehört für eine Straße mit diesem Namen, die in Serpentinaen zum Pazifik hinunterführt. Gerade noch haben wir ihre angestaubten Wahrzeichen passiert: Chateau Marmont, Comedy Store, die Billboards mit Hollywoodware, für die niemand mehr ins Kino geht, die Schlösser der Stars, von denen die meisten längst tot sind. Gerade noch sahen wir, wo es weiterging hinter der Kurve. Auf einmal sehen wir kaum mehr etwas.

Wir rollen wie durch einen Film Noir. Zum Beispiel, nun ja, durch »Sunset Boulevard«, die Tragödie von der Stummfilmdiva, die daran verzweifelt, dass ihre Ära vorbei ist. Donald Trumps Lieblingsfilm.

Boulevard der Dämmerung. Das Leben imitiert die Kunst.

Und dann erkennen wir die Ruinen.

Der Sunset Boulevard ist fast noch bekannter als die Millionenmetropole, durch die er sich windet, 38 Kilometer von Ost nach West. Zum ersten Mal fuhr ich vor Jahrzehnten hier her, als ich noch jung war und voller Illusionen über meine neue Heimat. Die importierten Palmen, die Art-déco-Architektur, dazwischen Fastfoodketten und Autowaschanlagen, dann die Nobelviertel mit ihren Sichtschutzhecken und der Absturz zum Meer. Der Reiz dieser Zeitkapsel ist nie geschwunden, auch wenn sich sonst fast alles verändert hat.

Los Angeles ist meine nicht so heimliche Liebe neben New York, wo ich wohne, und Miami, wo ich meine Dreißiger abfeierte. Es ist eine Affäre, der ich mich vollends ergeben habe, obwohl mich dabei stets die Vorahnung eines drohenden Verhängnisses beschleicht. Doch jedes Mal, wenn ich von der Westküste an die Ostküste zurückkehre, vermisse ich das Licht, die süßlichen Bougainvilleen, die lebenslangen Freunde, die ich hier gefunden habe, obwohl sie meist über Hollywood reden und die Speisekarte des neuesten In-Restaurants.

L. A. ist furchtbar. L. A. ist wunderbar. L. A. ist Amerika.

Ich will Darren zeigen, wo ein Jahr zuvor die Feuer gewütet haben. Mehrere Buschbrände fraßen sich von den Bergen nach Los Angeles hinab. Mindestens 30 Menschen starben, 16 000 Gebäude fielen den Flammen zum Opfer.

Mit stoischen Familien stand ich vor den Schutthaufen ihrer Existenz. Viele schworen wiederaufzubauen. »Wir sind eine Kriegsgeneration«, sagte mir der deutschstämmige Soap-Opera-Veteran Eric Braeden, 83, der im Feuer auch seine Bundesverdienstkreuze verlor. »Wir marschieren weiter.«

Darren und ich tasten uns durch den Nebel. In Pacific Palisades, einer bisher feinen Wohngegend, finden wir uns in einer Mondlandschaft wieder. Der zentrale Geschäftskomplex, ein Stuckbau von 1924, ist immer noch ein verrostetes Gerippe. Ein Geisterwohnblock nach dem anderen, abasierte Fundamente, Haustüren, die ins Nichts führen. Baumskelette ragen in den Dunst, verstrickt in Stromleitungen. Es riecht nach Asche, wie damals. Wenig scheint sich getan zu haben, nur wirkt alles aufgeräumter, als habe jemand kurz gesaugt. Vereinzelte Bauzäune und Holzgerüste markieren Versuche des Neuanfangs.

Der amerikanische Traum, in Trümmern. Zur gleichen Zeit, da auch mein Amerika in Trümmern liegt.

Wir biegen auf den Highway 1 ab, der am Pazifik entlang Rich-

tung Malibu führt. Rechts Klippen, links das Meer, an diesem Ufer reihten sich einst Strandhäuser, pompöse Bauten neben schlichten Holzkästen. Von den meisten sind nur verkohlte Stelzen im Sand geblieben. Im Nebel dahinter gurgelt die Brandung.

Erinnerungen wallen auf. Hier fuhr ich oft mit Richard her, einem meiner ältesten Freunde, der früher in Los Angeles lebte und mit Liz Taylor befreundet war. Hier aß ich mit einem Boyfriend auf der Strandterrasse von Gladstones Krabben, bevor er mich tags darauf für seinen Ex verließ. Das Restaurant steht noch und hat wieder auf.

In Malibu habe ich im Coronasommer die deutsche Autorin Cornelia Funke besucht, die dort seit Langem lebte. Wir saßen bei ihr zuhause unter Avocadobäumen. 2018 wäre auch ihre Finca fast abgebrannt. Sie haderte mit der Gefahr, auch der politischen – weshalb ihr der eigene Amerikatraum langsam abhanden kam: Es sei schwer, wenn »man einen Ort wirklich mit Leidenschaft liebt, aber zusehen muss, wie er vom Klimawandel und von menschlichen Fehlentscheidungen zerstört wird«. Funke lud mich ein, Darren beim nächsten Mal mitzubringen. Ein Jahr später zog sie in die Toskana.

Vernichtung und Erneuerung, Inferno und Wiederaufbau. Dieser Zyklus hat mich in den USA begleitet. 9/11, Hurrikane, Erdbeben, Blizzards, Alkohol, Drogen, Kriege, Machtwechsel, Kapitolsturm, zweimal Donald Trump und von hier aus in den Abgrund. Nicht nur in den Küstenmetropolen, sondern im »flyover country« dazwischen, im Mittleren Westen, in den Great Plains, auf der Prärie, in den Südstaaten. Doch nun ist es schwer, Licht am Ende des Tunnels zu erkennen.

Diese Gedanken liegen unausgesprochen zwischen uns, als wir durch die Feuerwüste fahren, die auch ein Jahr später noch eine Wüste ist, ohne Feuer.

Der Tag begann mit einer deutsch-amerikanischen Gartenparty,

unweit des alten MGM-Backlots, wo einst amerikanische Technicolor-Märchen produziert wurden (jetzt gehört es dem japanischen Sony-Konglomerat). Der Smalltalk drehte sich um Trump, um seinen irrwitzigen Irankrieg, um seine Hatz auf Migranten und Minderheiten und, überhaupt, um die Aushöhlung der US-Demokratie.

Viele Expats bei der Party fragten, wie lange sich das noch aushalten ließe.

Wir alle haben schlaflose Nächte, hadern mit denselben Sorgen.

Ich erkenne Amerika nicht wieder, fühle mich wie ein Fremder in dem Land, für das ich mein eigenes zurückließ. Los Angeles ist immer noch Los Angeles, doch es kommt einem vor wie ein Filmset von Los Angeles. Washington ist ein Mausoleum mit überlebensgroßen Trump-Bannern. Selbst New York City, mein Zuhause, ist manchmal nur noch eine Kulisse der Reminiszenzen, zusammengehalten von Tesa und Sekundenkleber. Der Süden der USA wird bald ein unbewohnbarer Backofen sein, der Westen abgebrannt, die Küste untergegangen, doch der Klimawandel, glaubt man der Regierung, ist ein Schwindel. Verschwörungserzählungen sind das neue Dogma, Realität ist Fake News, Chaos regiert.

Leute verschwinden spurlos, verschleppt in Massenlager oder repressive Schurkenstaaten, die dafür bezahlt werden, in geheimen Deals mit der Trump-Regierung. Familien, Karrieren, Hoffnungen werden zunichtegemacht. Kinder hungern, Kranke sterben, Alte dämmern in Armut. Kapitalismus im Endstadium.

Die Ursünden der Nation sind wieder salonfähig. Rassismus, Sexismus, Homophobie, Geldgier, Patriarchat, religiöser Fanatismus. Am meisten leiden Minderheiten, denen man Menschenrechte nimmt, die sie so hart erkämpft haben.

Die Barbarei der Politik sickert ins tägliche Leben, ein psychologischer »trickle-down effect«. Die Wärme, die ich lange spürte, selbst in den kalten Straßen von New York, die Gemeinschaft und die Hilfsbereitschaft, die uns auch und gerade in harten Tagen an-

einandergebunden haben, weichen zusehends den Charakterzügen unseres digitalen Egotrips: Bosheit, Grausamkeit, Gewalt.

Und über all dem (und dem Gesetz) thront Donald Trump, Imperator von eigenen Gnaden, umringt von Hofschranzen, Mitläufern und Oligarchen.

Wegsehen ist einfacher. Wir trinken unseren Chai Latte, scrollen durch TikTok, bingen die nächste Streaming-Serie, die diese Absurditäten mit stimmungsvollen Sepiatönen in Szene setzt. Fiktion macht die Realität erträglich. Harte Zeiten für Empathen, was ich auch weiß, weil ich mit einem verheiratet bin.

Vieles gibt noch Hoffnung: Freunde, Reisen, eine Ausstellung, der Broadway, Central Park im Oktober, Kids an Halloween, die Naturwunder des Südwestens, New Yorks neuer Bürgermeister Zohran Mamdani. Der nervöse Rausch vor meinem ersten TV-Auftritt als Kommentator bei MSNBC im Rockefeller Center. Die schweigende Gemeinschaft in der U-Bahn während der Rush Hour. Die Lebensfreude stirbt zuletzt, das wussten schon die Gründerväter, die sie als Staatsraison verankerten.

Doch immer die Angst, das und mehr zu verlieren.

»Zum ersten Mal in der Geschichte trauern die Menschen, wenn sie schöne Dinge sehen«, sagte die türkische Autorin Ece Temelkuran neulich in einem Interview. Sie nannte das »Trauer im Futur«. Präemptiver Schmerz.

Für mich kam die Einsicht langsam, und sie verdichtete sich mit den Wahlen von 2016 und 2024. Zehn Jahre hat uns die Trump-Ära geraubt. Zehn Jahre des Irrsinns, des sinnlosen Leidens, des moralischen Verfalls, des Schulterzuckens. Eine kritische Zeit als Journalist und Zeitzeuge, keine Frage. Ein Alptraum als Mensch, der nicht mehr so tun kann, als ginge ihn das nichts an.

Natürlich bin ich nicht der Erste, der das feststellt, und nicht der Letzte. Viele, die in den USA waren, professionell oder privat, sehen es und sagen es. Vor allem Deutsche, die ihre historische Hassliebe

zu Amerika bestätigt sehen. Unsere Freunde waren Experten darin, sich über »die Amis« zu beschweren, doch sie kamen trotzdem dauernd zu Besuch. Nun kommt niemand mehr.

Dies ist eine existenzielle Krise, für die USA und auch für mich, und der einzige Weg, sie zu meistern, ist es, mich da durchzuschreiben.

Ich kam mit 30 als Student nach Amerika und wurde mit 32 USA-Korrespondent, dank einer Verkettung glücklicher Umstände und Mentoren, die in mir etwas sahen, was ich nicht sah. Nun bin ich fast doppelt so alt, was mich überrascht, denn eine Weile hatte ich nicht erwartet, die Jahrtausendwende zu erleben. Das Schöne am Älterwerden ist, dass man andere Prioritäten hat, dass man akzeptiert, wenn etwas nicht mehr funktioniert, dass man sagen kann, was mein Freund Richard, der Kunstliebhaber und Weltenbummler, vor seinem Tod so eloquent formulierte: »I'm too old for this shit.« Zum Glück muss er das jetzt nicht mehr miterleben.

Oder stürzt man sich doch wieder in den Kampf?

Der Nebel zieht sich aufs Meer zurück. Wir lassen die Mondlandschaft hinter uns. Abends treffen wir Freunde zum Dinner in einem libanesischen Restaurant am Beverly Boulevard. Jackson aus New York hat sich in Los Angeles ein neues Leben aufgebaut. Ahmed, der vor homophoben Angriffen aus einem arabischen Staat floh, ist ein frischgebackener US-Bürger. Ernesto, ein Dokumentarfilmer aus Mexiko, überlegt, nach Brasilien zu ziehen.

»Und?«, fragen sie uns. »Was macht ihr? Bleiben oder gehen?«

SEHNSÜCHTE

PILGER IN PLYMOUTH

Margies Haus lag auf einem Hügel am Ende der Sackgasse. Holzfassade, Schindeldach, auf der Veranda ein Windspiel und Gartenwerkzeuge. Die Tür führte direkt ins Wohnzimmer, dahinter die Küche, an deren Theke wir oft bis in die Nacht »Uno« spielten. Durch die Fenster ging der Blick auf den Garten, erreichbar über eine Wendeltreppe.

16 Boutemain Avenue, Plymouth, Massachusetts 02360 war ein Werbeprospekt für Amerika, so wie ich es mir ausgemalt hatte.

November 1980: Im Kamin knisterte ein Feuer, es duftete nach Truthahn, Zimt und Apfelwein. Thanksgiving, Familienfest der Nation. Wir hatten gerade einen der 168 Millionen Vögel verspeist, die in den USA in jenem Jahr auf die Tische kamen. Dazu kuriose Beilagenkombos: Stuffing, Süßkartoffeln mit Marshmallows, Mais und Bohnen, Mac and Cheese, Cranberrysauce und Kürbiskuchen mit Vanilleeis. Es war kein Dinner, es war ein Gelage. Ein Wettbewerb, den man gewann, wenn man am meisten aß, ohne dass man sich erbrach.

Komatös sanken wir vor den Fernseher, wo »A Charlie Brown Thanksgiving« lief, bis jemand auf Football umschaltete. Ich verstand Football nicht, weder den Sinn noch die Regeln, und schlief schnell ein.

Der Feiertag, der von Amerikas »erstem« Erntedankfest 1621 herrührte, war wie ein Norman-Rockwell-Gemälde, das die Unbequemlichkeiten der US-Geschichte überpinselte, die Gewalt, den Genozid, die Gier. Doch das war mir da noch nicht so klar, und es spielte auch keine Rolle. Ich war *happy*.

Drei Monate zuvor war ich als Austauschschüler in die USA gekommen, um hier die zwölfte Klasse zu besuchen. Das hatte eher als verrückte Idee begonnen, nicht als durchdachter Schritt. Ich war ein dünner, pickliger Teenager, der weinte, wenn er Rachmaninoff hörte, und sich nach der fremden Ferne sehnte (oder der fernen Fremde?). Ich wollte lernen, wie man cool ist. Lernen, wie man lebt in einer Welt, die gegen einen ist.

Wo besser als in Amerika?

Stimmengewirr füllte das Haus. In allen Zimmern tummelten sich Leute aus Chile, Brasilien, Japan, Spanien, meist Schülerinnen und Schüler wie ich. Margie, unsere vorübergehende Ersatzmutter, hatte alle eingeladen, die an diesem Tag nicht bei ihren Gastfamilien sein konnten oder wollten. Als Vertreterin der Austauschorganisation war sie Reiseleiterin, Drillmeisterin und Psychotherapeutin in einem.

Margie war hart, aber fair. Wenn sie lachte, wackelten die Wände, wenn sie einen zurechtstutzte, verzichtete man besser aufs Widerwort. Sie managte eine Bankfiliale, saß im Schul- und Gemeinderat, war Mitglied der League of Women Voters, engagierte sich karitativ. Ihre Vorfahren waren aus Schottland, sie hatte die ganze Welt bereist. Selbst mit Pflegegeschwistern aufgewachsen, öffnete sie ihr Haus und ihr Herz einer Parade von internationalen Gästen, die an die South Shore gekommen waren, die Atlantikküste südlich von Boston.

Margie war meine offizielle Einführung in den »American Way of Life« (oder was ich dafür hielt). Sie personifizierte Amerikas Güte und Großmut. Viele von uns an diesem Thanksgiving würden dauerhaft bleiben oder zurückkehren.

Mein erstes Thanksgiving am Ort des »First Thanksgiving«, »Landestelle der Pilgerväter«, annoncierten die Schilder am Ortseingang. Wie die Kolonialisten war auch ich auf der Suche nach neuen Ufern gekommen, ein Pilger der anderen Art.

Ich ahnte nicht, dass ich meine gesamte zweite Lebenshälfte mal in diesem Land verbringen würde, in dem fanatische Puritaner aus

Europa mit den Indigenen Brot brachen, bevor sie ihnen das Land stahlen und dann das Leben.

Plymouth, 7232 Einwohner, das Tor zu Cape Cod, war ein marrodes Freilichtmuseum. Von Margies Haus fuhr man hinunter zum Hafen, wo am Pier ein Nachbau der »Mayflower« knirschte, die »Mayflower II«, und wenige Meter weiter, in einem Säulenpavillon mit Kiesbett, der »Plymouth Rock« lag. Der Granitbrocken hatte die Zahl 1620 eingraviert – das Jahr, in dem die Usurpatoren angeblich angelandet waren – und einen Riss, weil er so oft bewegt worden war. (In Wahrheit war die »Mayflower« nicht das erste Schiff, das Amerika erreichte, und sie hatte zuerst vor der Spitze von Cape Cod geankert.)

Im ersten Winter starb fast die Hälfte der Neuankömmlinge an Kälte und Krankheit, Erschöpfung und Hunger. Die Überlebenden feierten ein Dankmahl, an dem auch Mitglieder des Wampanoag-Stamms teilnahmen – besser gesagt diejenigen, die nicht von der Pocken-Epidemie dahingerafft worden waren, die die Europäer mitgebracht hatten. Dass Thanksgiving 1.0 aber ein Friedensfest gewesen sei, ist eine der Legenden, die sich weiße Amerikaner erzählen. Tatsächlich endete das Zweckbündnis im Krieg, bei dem die Wampanoag nahezu ausgerottet wurden.

Davon wussten wir, die wir uns bei Margie den Magen vollschlugen, noch wenig. Was ich wusste: Die meisten Leute, mit denen ich in den Anfängen meiner Zeit hier zu tun hatte, waren ausgesprochen liebenswert und gastfreundlich.

Politik war etwas, das im Hintergrund lief wie der Fernseher. Margie hatte uns nur gesagt, dass sie bei der Präsidentschaftswahl neulich für Ronald Reagan gestimmt hatte, den republikanischen Ex-Gouverneur aus Kalifornien. Reagans Wahlslogan lautete: »Let's Make America Great Again« – 46 Jahre bevor Trump das Motto klaute und kürzte.

Wie viele Deutsche war ich fasziniert von den USA. In meinem Weltatlas erstreckte sich das Land über eine beeindruckende Doppelseite. New York, Washington, Los Angeles: Namen, die ich aus TV-Serien und Filmen kannte.

Amerika, die unvergleichliche Nation. Vorbild der Welt, Retter der Welt.

Eines Tages lagen Broschüren einer Austauschorganisation in der Schule aus, sie annoncierten transatlantische Verständigung, Toleranz, Kennenlernen und unvergessliche Erlebnisse. Ich meldete mich an. Meine Eltern ließen mich ziehen, es muss nicht leicht gewesen sein.

In Boston sah ich zum ersten Mal Wolkenkratzer. Im Terminal empfing mich ein Ehepaar mit einer Tochter, grob in meinem Alter, und packte mich in ihren Truck. Sie hatten fleischige Gesichter und trugen Polyestershorts.

Die Gastfamilie lebte in Kingston, einem Dorf an der Plymouth Bay, in einem schlichten Haus, flach, grau, umringt von Heide und Cranberry-Feldern. Zentrales Möbelstück war der Fernseher. Die Plastiksessel schnalzten beim Aufstehen.

Sie waren eine typische »Blue-collar«-Familie, er Handwerker, sie Hausfrau, lebten von einem Monat zum anderen, stets auf der Suche nach dem Traum, der sich anderen erfüllte. Am Wochenende ging man zu Burger King und in die Mall.

Man wies mir ein leeres Zimmer zu. Nachts hörte ich Grillen zirpen, wie im Film. Dann hörte ich das Bett der Gasteltern rhythmisch quietschen, wie in einem anderen Film.

Kingston war ein typisches Neuenglandddorf. Holzhäuser, Sternenbanner an Fenstern, auf Veranden, am Rathaus, beim Autohändler. Das Meer war nah, manchmal roch man es.

Die Familie war jedoch weder an Toleranz interessiert noch an transatlantischer Verständigung. Sie wollten das Geld für meine Betreuung einkassieren – und einen Boyfriend für ihre Tochter.

Sie beschwerten sich bei Margie, dass ich »too girly« sei, »too gay«, aber akzeptierten mich zum Spülen und Rasenmähen. Ich erledigte die häuslichen Pflichten schweigend, da ich mich als Gast erkenntlich zeigen wollte.

*

Die Silver Lake Regional High School war nur mit dem Schulbus erreichbar, einem gelben Blechmonster, das uns frühmorgens abholte. Ich kam in die 12th Grade, die Abschlussklasse.

In Silver Lake blühten Stereotype. Sport, Patriotismus und Propaganda zogen sich durch alles, vom Fahneneid am Morgen bis zur »Battle Hymn of the Republic« aus dem Bürgerkrieg, die die Kapelle bei Schulfesten spielte. Die Genderrollen waren streng reglementiert, Boys machten Sport, Girls waren Cheerleader. Geografie und Geschichte blieben vernachlässigt.

Ich war ein Kuriosum. »Heil Hitler!«, riefen sie am ersten Tag.

Mein Jahrgang hatte mehr als 500 Schülerinnen und Schüler. Nur acht waren Schwarze. Schnell hatte ich mich assimiliert: Karohemd, Mittelscheitel, Haare aufgeföhnt.

Man sortierte sich nach Aussehen, Muskelkraft, Lautstärke. Wer da nicht reinpasste, wurde gemobbt.

Nach einem Vierteljahr begann ich, auf Englisch zu träumen, und fand Zuflucht im Glee Club. Mr. Shattuck, unser Musiklehrer, leitete den Chor und die Theatergruppe. Seine Klassen waren Oasen für Misfits. Er trug Tweedsakkos, hatte einen Schnäuzer und lebte alleine in Plymouth – ein »eingefleischter Junggeselle«, wie man flüsterte. Erst seine Todesanzeige machte 2003 offiziell, dass Richard N. Shattuck einen langjährigen Lebensgefährten gehabt hatte.

An Thanksgiving fuhr die Gastfamilie zu Verwandten, ohne mich. Es war das Ende unserer Freundschaft. Ich landete bei Margie, bevor sich die Robinsons meiner erbarmten.

Mein Klassenkamerad Tom Robinson hatte seinen Eltern von mir erzählt. Im Januar nahmen sie mich auf, ohne Zögern.

Die Robinsons wohnten an der Main Street, in einer Holzvilla von 1808. Ringsum alte Ulmen, dahinter ein Garten, in dem sie Gemüse und Gewürze anbauten. Samstags wurde Brot gebacken; in dem Ofen aus Gusseisen brannten Tag und Nacht Holzscheite, da er im Winter die einzige Wärmequelle war. Im Januar brauchte man Heizdecken, um nicht einzufrieren.

Joe arbeitete bei der Post, Sylvia kümmerte sich um den Haushalt und die Kinder. Neben Tom waren das Meg, Jim, Jon, Joan, Alicia und Beth.

Joe und Sylvia waren streng. Doch sie waren auch großzügig und generös mit dem, was sie hatten. Hinter der barschen Fassade steckten warme Herzen.

Mehrmals die Woche betete Sylvia in der Mayflower Church, und wenn sie zuhause am Herd herumdührte, sumnte sie Choräle. Doch sie hatte kein Problem mit dem agnostischen, ganz offensichtlich schwulen Gastsohn.

Aus Dank (und Neugier) ging ich mit ihnen in die Kirche. Der Gottesdienst war immer lebhaft, die Gemeinde freundlich, anschließend gab es Kuchen auf Papptellern. Ich fand neuen Anschluss. Sue und Jane, zwei Freundinnen der Familie, waren nicht minder offenherzig und immer bereit für einen guten Witz.

Über Ostern kamen meine Eltern mit meiner Schwester zu Besuch. Wir flogen nach Washington und nach New York City.

Der Kurs meines Lebens änderte sich erneut.

*

Bis dahin war »New York« für mich nur eine romantische Vision gewesen. Kein realer Ort, sondern das Schwarz-Weiß-Poster von Andreas Feininger an meiner Kinderzimmerwand; die kolorierte

Ansichtskarte meines Vaters, der 1976 bei einer Geschäftsreise in den USA gewesen war; die Collage aus Klischeebildern, die ich aus Zeitschriften zusammengesucht hatte. Wolkenkratzer, Taxis, Lichter, Menschenpulks auf der Fifth Avenue, Sternenbanner im Gegenlicht. Als Kind hatte ich ein LEGO-Set gehabt, das die Skyline von Manhattan nachbaute.

Wir kamen in eine Stadt am Rande des Kollaps. New York hatte gerade den Bankrott abgewendet; die Nachbeben waren noch zu spüren, als wir uns auf die Straße wagten. Chaos, Gewirr, Lärm, Dreck, Graffiti, darüber grelle Leuchtreklamen.

Ich war begeistert.

Weiß, Schwarze, Latinos, Asiaten, Frauen, Männer, Heteros, Schwule. Niemand war wie wir. Mein Magen kribbelte.

Wir absolvierten die obligatorische Sightseeingtour. Fuhren aufs alte World Trade Center hoch und aufs Empire State Building. Der Trump Tower war noch eine Baustelle.

Abends gingen wir ins Theater. »A Chorus Line«, das Musical der Stunde. Unsere Sitze waren ganz hinten und oben.

»A Chorus Line« handelte von Tänzerinnen und Tänzern, die sich für eine neue Show bewarben. Ich verstand wenig. Doch ich verstand, worum es ging: Um Menschen, die gemeinsam ihren Weg fanden. Nichts zuvor hatte mich so berührt.

Nach dem Finale traten wir in die Kakophonie des Times Square. Das menschliche Drama, im Theater und draußen, erfüllte mich mit bebender Energie.

Hier, schwor ich mir, würde ich eines Tages leben.

*

Die »Senior Prom«, unser Highschool-Abschlussball, fand bei Christo's statt, dessen Besitzer als »Greek Salad King« firmierte. Mädchen trugen Abendkleider, Jungen Smokings mit Rüschen-

hemden. Mein Date Gina hatte ein zitronengelbes Kleid, weshalb ich mir ein zitronengelbes Rüschenhemd kaufte. Auf dem »Prom«-Foto umarmen wir uns, ohne uns zu berühren.

Nachts fuhr ich mit meinen Freunden Buddy und Jim nach Plymouth, ein letzter Anstoß vor dem Heimflug. Auf der Hafenmole betranken wir uns so sehr, dass ich ins Wasser kotzte. Dann sagten wir Goodbye, versprachen, uns nie im Leben aus den Augen zu verlieren, und verloren uns aus den Augen.

FENSTER ZUM HOF

Manhattan sumnte, ächzte, wisperte. Die Melodie der Metropole klang vom Broadway bis hinauf in mein Hinterhof-Schlafzimmer. Hupen, Lachen, Feuerwehrsirenen, Hundegebell, eine Party, der Nachbar, der Oboe spielte.

Die Nacht war schwer und schwül. Die Klimaanlage funktionierte nicht, die Fenster waren offen, doch die Luft stand still. Unruhig wälzte ich mich hin und her. Die Matratze lag auf dem Boden, die einzigen Möbel waren ein Holztisch und drei Stühle, die ich von den Vormietern geerbt hatte; meine eigenen Kisten und Kartons würden erst später kommen.

Mit Schweiß auf der Stirn lauschte ich dem Soundtrack meines neuen Lebens. *New York, New York*: Mein Herz pochte. Endlich hatte ich die Vergangenheit hinter mir. Oder?

*

Zwölf Jahre waren vergangen seit meinem ersten Besuch, seit 1981, seit »A Chorus Line«. Amerika war mir nicht aus dem Kopf gegangen. Ich studierte Journalismus und Amerikanistik in München und begann erstmals, die USA zu hinterfragen. Dass dort gerade die Aids-Epidemie Zehntausende das Leben kostete, aber Reagan sich weigerte, das Wort Aids auch nur auszusprechen, lagerte ich im Keller meines Bewusstseins ab.

New York blieb ein Fixpunkt. Selbst die Münchener Szenedisco, die mein Stammladen wurde, hieß »New York«. Dort lernte ich einen Italiener aus Bergamo kennen. Er hatte Wuschelhaare und

dunkle Augen und war der Erste, in dessen Armen ich einschlief. Gemeinsam vergaßen wir die unausgesprochene Angst vor Aids, die über uns allen lag.

Unsere Affäre spielte sich beidseits der Alpen ab. Wir saßen in Cafés, tanzten auf Privatpartys, schrieben uns Liebesbriefe auf Englisch, da er kein Deutsch sprach und ich kein Italienisch. In Rom holte er mich in einer Pension ab, um mich vor seinen streng katholischen Eltern geheim zu halten. Nur seine jüngere Schwester Antonia und Alfio, sein bester Freund aus Mailand, wussten über uns Bescheid.

Unseren letzten Tag verbrachten wir auf der Zugspitze. Es war kalt, keine Wolke am Himmel. Auf der Heimfahrt stritten wir uns. Am nächsten Morgen verabschiedete er sich mit einem Kuss, ging runter, kam wieder hoch, noch ein Kuss. Seine halbleere Schachtel Chesterfields – amerikanische Zigaretten! – ließ er zurück.

Ein paar Tage später sagte mir Alfio am Telefon, dass der Italiener sich das Leben genommen hatte. Er hatte sich mit einer Dienstwaffe erschossen. Ich sank zu Boden. Warum? Was hätte ich dagegen tun können? Was hatte ich getan?

Suizid, sagte mal jemand, ist »ein seelischer Infarkt«.

Er hinterließ Abschiedsbriefe, auch einen für mich, ich bekam ihn nie. Die nächsten Monate waren ein Nebel. Ich war wütend auf die ganze Welt: Wie konnten alle fröhlich weiterleben, nur er nicht? Seine Familie schickte mir Drohnachrichten: Du bist an allem schuld, wir finden dich, sieh dich vor. Ich ging zur Polizei, die lachte mich aus. Du hast wohl zu viele Mafiafilme gesehen.

Ich brach mein Studium ab und nahm ein Angebot der Nachrichtenagentur Reuters an, als Korrespondent nach Berlin zu gehen. Es waren die wilden Jahre nach dem Mauerfall, ideal, um zu verdrängen, was ich ignorierte und leugnete.

Die Geister vertrieb ich mit Arbeit und im Berliner Nachtleben. Ich rannte vor Bindungen weg, um Abschiede zu verhindern, ver-

ließ jeden, bevor er mich verlassen konnte. Nachts betäubte ich mich. Bis zum Morgen, dann kam der Schmerz zurück.

Also beschloss ich, noch mal ganz von vorne zu beginnen.

*

So fand ich mich in jener schwülen Augustnacht auf der Upper West Side wieder, an der 92nd Street gleich um die Ecke vom Broadway. Ich hatte einen Platz an der Journalism School der Columbia University bekommen. Es war eine Gelegenheit, doch noch einen Studienabschluss zu machen und zugleich tiefer in mein Gewerbe einzutauchen, aus amerikanischer Sicht.

Und es war ein Versuch, dem Unausweichlichen auszuweichen.

Die Hauptmieter der Wohnung waren Juan und Robert. Sie waren nach Miami gezogen und überließen mir ihr Apartment gegen eine für New York lachhafte Untermiete von 650 Dollar. Ich kehrte Berlin den Rücken und zog im Hochsommer ein, samt dem Schuhkarton mit Erinnerungen an den Italiener, darunter die Chesterfields. Natürlich würde ich das Trauma so nicht loswerden.

Die Upper West Side lag zwischen Central Park und Hudson River. Vorkriegswohnblocks, Restaurants, Cafés, Geschäfte: Hier lebten einfache Iren, Italiener, Latinos. Die vielen Feinkostläden waren Relikte einer traditionell jüdischen Präsenz, allen voran das berühmte »Zabar's«, gegründet von Immigranten aus der Ukraine. Beaux-Arts-Paläste mit Pförtnern und Namen wie »San Remo«, die mediterrane Provenienz suggerierten, bildeten eine Schutzfront zum Park.

Leid und Luxus, Tür an Tür. Die einen steckten im Teufelskreis des Kapitalismus fest, die anderen höchstens mal im Aufzug zu ihrem Penthouse.

Meine zwei Zimmer waren groß, aber abgewohnt, die Wände vergilbt, die Böden schief. Die Fenster gingen nach hinten raus. Wie in Hitchcocks »Das Fenster zum Hof«, nur ohne Mord.

New York war kein Sumpf aus Armut und Kriminalität mehr wie 1981. Doch David Dinkins, der erste Schwarze Bürgermeister, kämpfte weiter mit Arbeitslosigkeit und Rassismus. Die Polizei revoltierte offen, angestachelt vom früheren Staatsanwalt Rudy Giuliani, der selbst Bürgermeister werden wollte. Sechs Monate vor meiner Ankunft waren außerdem bei einem al-Qaida-Bombenanschlag auf die Tiefgarage des World Trade Centers sechs Menschen umgekommen, ein Vorzeichen, das niemand als solches erkannte.

In jener ersten Nacht tapste ich barfuß in die dunkle Küche, um ein Glas Wasser zu holen. Irgendwas knirschte unter meinen Hacken. Als ich das Licht anknipste, hörte ich ein »Prrrrrrrrrrrrrr!«, wie winzige Kastagnetten. Dann sah ich Hunderte Kakerlaken in den Ritzen und Löchern verschwinden, übers Linoleum, über die Anrichte, hinter den Gasherd.

Enorme, rotbraune Kakerlaken, mit glänzenden Panzern und langen Fühlern. Einige konnten fliegen.

Welcome to America.

✱

Die Columbia University war der größte Grundeigentümer in Morningside Heights, dem Viertel nördlich der Upper West Side. Der Campus war eine Oase hinter verzierten Pforten.

Diese Oase stand nicht allen offen. Das Netzwerk der »Ivy League«, der acht privaten US-Eliteunis, erwuchs aus einem Kolonialsystem für weiße Männer. Dank »Affirmative Action« und anderer Versuche forcierter Fairness hatten sich die Hochschulen auch anderen geöffnet, doch sie bevorzugten weiter Kinder aus reichen, weißen Familien. Die fünfstelligen Studiengebühren stotterte ich ab, indem ich mein Berliner Auto verkaufte und meinen Bau-sparvertrag auflöste.

Die Journalismusfakultät residierte in einem Sandsteinklotz am Broadway. In der Lobby prangte ein Zitat des Verlegers Joseph Pulitzer, der die Yellow Press erfunden und die Schule initiiert hatte, um seine publizistische Reputation wenigstens posthum zu retten: »Unsere Republik und ihre Presse werden gemeinsam aufstehen oder fallen.«

Pulitzers Boulevardblatt »New York World« war 1932 eingestellt worden. Sein Redaktionshaus, das »Pulitzer Building« in Lower Manhattan, fiel später einer Autorampe der Brooklyn Bridge zum Opfer. Ein großes Buntglasfenster im Tiffany-Stil überlebte und hing nun an der Stirnseite des »World Rooms« in der Journalism School. In dieser Kathedrale der Publizistik wurden auch die Pulitzerpreise verliehen, und hier mussten wir zum Semesterbeginn antreten. Es müffelte nach Angstschweiß und Unzulänglichkeit.

Stephen Isaacs, unser Vizedekan, war ein großer Mann mit Halbglatze und vormalis bei der »Washington Post«. Er begrüßte uns mit einer Warnung: »Einmal um die falsche Ecke, und ihr seid dran.«

Isaacs sprach nicht von akademischer Verirrung. Auf eine Leinwand hatte er einen Plan von Upper Manhattan projiziert, auf dem er alle Straßen markiert hatte, die es nach Einbruch der Dunkelheit zu vermeiden galt. New Yorks No-go-Zonen.

Ja, die Stadt galt als unsicher. Doch für mich war es der erste Ort, an dem ich mich sicher fühlte.

Wir bekamen »Beats« zugeteilt, Themen und Viertel, über die wir zu berichten hatten. Es war ein Crashkurs in New York mit seinen Hunderten Sprachen, Kulturen, Nachbarschaften. Wir lernten den Unterschied zwischen Fifth Avenue (Manhattan) und 5th Avenue (Brooklyn), zwischen Flushing Avenue und Flushing, Queens. Wir wurden zu Experten im U-Bahn-System: laut, stinkend, überfüllt, chronisch verspätet, lebensgefährlich, aber nie langweilig. Wir ernährten uns von Tacos und Hotdogs, abends ertränkten wir unseren Stress in dünnem Bier.

Ich traf Dragqueens, DJs und Drogenkranke. Begleitete Cops auf Gangschicht, Mietaktivisten in Chinatown, den Nachtputzer des Battery Tunnels und eine Pflichtverteidigerin am Night Court, wo nachts Bagatelldelikte verhandelt wurden.

An einem Spätherbstabend trat ich ins Midtown Hilton, wo schon die Beatles und Elvis aufgetreten waren. In einem Ballsaal verfolgte ich dort die Siegesrede von Rudy Giuliani, der Dinkins gerade aus dem Amt geworfen hatte mit Politintrigen und Schummeleien. Trotzdem produzierte er sich als Law-and-Order-Mann (was später vor allem in zunehmender Polizeigewalt resultierte). Schon da zeichnete sich der verlogene Populismus ab, mit dem Donald Trump 2016 seinen ersten Wahlsieg feiern würde – im selben Ballsaal.

An Silvester hatten wir die tolle Idee, den Jahreswechsel am Times Square einzuläuten. Es war eisig kalt und windig. Mit 300 000 anderen traten wir stundenlang auf der Stelle. Es gab kaum hörbare Gesangseinlagen und eine Live-Hochzeit kurz vor Mitternacht. Zum Countdown rutschte eine Leuchtkugel einen Mast hinunter. Wir brüllten mit: »Five! Four! Three! Two! One!« Vier Ziffern erstrahlten: »1–9–9–4.« Es schneite Konfetti, aus den Lautsprechern leierten »New York, New York« und »Auld Lang Syne«, eine schottische Ode an das, was in der Vergangenheit zurückbleibt.

Zum ersten Mal seit Monaten dachte ich wieder an den Italiener.

*

Ein Wintersturm fegte durchs nächtliche Manhattan. Dutzende Schatten kämpften sich zum St. Vincent's Hospital. Männer und ein paar Frauen, die meisten dünn und klapprig. Als sie die Tür erreichten, wehte der Wind sie ins Foyer wie Papierfiguren.

Sie sanken ins Holzgestühl eines Hörsaals. Sie wussten, was der Ort bedeutete. St. Vincent's hatte Anfang der Achtziger die erste

US-Aidsstation betrieben – »Ground Zero« der Seuche in New York. Viele verloren hier Freunde und Lover.

Body Positive, eine kleine Aidshilfe, hatte zum Selbsthilfeseminar eingeladen. Thema: »Long-term survivors«. Gemeint waren die seltenen Patienten, die infiziert waren, doch selbst nach Jahren keine Symptome zeigten. Sie widersetzten sich den Statistiken, überlebten jede Lebenserwartung – ein Mysterium, das nicht nur die Ärzte zu entschlüsseln versuchten im Rennen gegen HIV, das damals, vor der Entdeckung wirksamer Therapien, noch aussichtslos schien.

Diesem Thema hatte ich meine Master's Thesis für die Journalism School gewidmet. Das war unsere Abschlussarbeit, die wir in monatelangen Recherchen erstellten, zu Fuß, am Telefon und an den Mikrofiche-Tischen der Public Library. (Das World Wide Web war damals noch viel zu rudimentär.)

Erstmals hatte ich von den »Langzeitüberlebenden« in Berlin gehört, beim Internationalen Aidskongress, über den ich 1992 für Reuters berichtete. Das Rätsel faszinierte mich und half mir, so hoffte ich, mit meinen eigenen Ängsten vor diesem leisen Killer, der Schwule in New York und Kalifornien zu töten begonnen hatte, als ich hier in der Highschool war.

Vorne im Hörsaal stand Aldyn McKean: Aktivist, Sänger, Schauspieler, Vietnamveteran. Aldyn war sein Künstlernamen, eigentlich hieß er John. Der Mitbegründer der Protestgruppe Act Up lebte seit 1978 mit HIV. Ich kannte ihn vom Berliner Kongress, wo er als Musterbeispiel für das Mysterium der »Langläufer« aufgetreten war. Er war einer der Hauptredner gewesen, neben Bundespräsident Richard von Weizsäcker.

Monate später hatte ich den Rotschopf in einem Café im East Village wiedergetroffen. Er trug ein T-Shirt mit dem Act-Up-Slogan »Silence = Death« und erzählte, dass sein Arzt ihn 1983 abgeschrieben habe: Er möge seine »persönlichen Dinge regeln«, da er

höchstens noch ein halbes Jahr habe. »Das Erste, was ich regelte, war, meinen Arzt zu wechseln.«

Ein paar Wochen danach, im St. Vincent's Hospital, war er blass und dürr, seine Hände zuckten. Neulich war er zum ersten Mal im Krankenhaus gewesen, Nierenversagen. Es war eine schockierende Mahnung an die Unbarmherzigkeit von Aids.

»HIV macht mir zu schaffen«, sagte er. Er tippte sich an die Stirn. »Das Virus kriecht mir ins Gehirn.«

Zwei Wochen später war Aldyn tot. Freunde fanden ihn in seiner Küche im East Village. Er war 45. Bei einem Trauermarsch zogen Hunderte mit Fackeln vom Union Square nach Chelsea. Sie trugen ein Banner: »Ein wahrer Held.«

Aids war mir zuvor fremd geblieben. Ein Thema, das ich nur aus der Distanz studiert hatte.

In New York rückte es mir auf einmal nahe.

Dennoch ermutigten mich die Erfahrungen. Ich lernte eine Kameradschaft von Leuten kennen, die sich trotz des Grauens, das sie durchlebten, zusammenraufte für eine gemeinsame Sache, den Kampf gegen den biologischen, gesellschaftlichen, politischen Terror. Gesunde halfen Kranken, Kranke halfen Gesunden. So eine Community hatte ich bisher vermisst.

*

Im siebten Stock eines Hochhauses an der First Avenue sah ich die tödliche Arbeit des Virus dann mit eigenen Augen.

Ruth Connor, eine junge Virologin, führte mich durch drei Dekontaminationskammern in eine Abteilung namens BL-3. In einem Eisschrank ruhten Glasschalen mit einem pfirsichfarbenen Gel. Connor legte eine unter das Mikroskop. Ich erkannte einen Schwarm schimmernder Punkte: menschliche Blutzellen. Diese waren, so sagte Connor, HIV-infiziert.

Der Alptraum, so greifbar, so ästhetisch, so harmlos.

Connor arbeitete fürs Aaron Diamond Aids Research Center, ein Forschungsinstitut. Gemeinsam mit ihrem Chef, dem Virologen David Ho, untersuchte sie das Phänomen der scheinbar immunen Patienten. Ho gesellte sich zu uns. Der gebürtige Taiwanese war jugendlich und frohgemut. Er pfiff vor sich hin, ich brauchte einen Moment, um es zu erkennen.

What a Difference a Day Makes.

Ein Jahr nach unserem Treffen wurde Ho weltberühmt, als Entdecker der HIV-Cocktailtherapie, die mehrere Medikamente zu einer schlagkräftigen Kombination verknüpfte. Das änderte alles. Seither ist Aids keine garantiert tödliche Krankheit mehr, sondern eine, die sich managen lässt. Das Magazin »Time« kürte Ho 1996 zum Mann des Jahres: »Der Virusdetektiv«.

Der Mann, der an der First Avenue vor sich hin gepfiffen hatte, würde Millionen Menschen das Leben retten – auch vielen meiner künftigen Freunde und Lover.

DIE REUE DES RADIKALEN

Die Lobby des Chelsea Hotels war ein Panoptikum aus kaputten Polstermöbeln, Antiquitäten, Skulpturen und Ölbildern. Auf einem Sofa stritten zwei Spätpunker mit einer blauhaarigen Oma. Ich schleppte meinen Koffer die Treppe hoch und haute auf die Klingel an der Rezeption.

Abermals war ich angekommen, doch diesmal *wirklich*.

Nach meinem Columbia-Studium war ich nach Deutschland zurückgekehrt. In Hamburg wartete ein Job auf mich: Reporter für »Die Woche«. Die neue Zeitung war innovativ, das Team unter Mitbegründer und Chefredakteur Manfred Bissinger jung, links, meinungsstark. Es war eine Ehre, dazuzugehören.

Doch es fiel mir schwer, mich wieder einzufinden ins deutsche Dasein. Der Ruf Amerikas verstummte nicht. Nach einem langen Winter zwischen Elbe und Alster schickte mich Bissinger zurück an den Hudson, obwohl ich keine Erfahrung als Korrespondent hatte. »Die Woche« gab einem Grünschnabel die Chance seines Lebens, eine Rarität im Geschäft. Nun konnte ich mich neu erfinden, in dem Land, das sich stets neu erfand.

Da das Apartment auf der Upper West Side nicht mehr frei war, schlug ich erst mal im Chelsea Hotel auf, der berühmten Billigabsteige der Bohème. Bei der telefonischen Reservierung hatte ich »c/o Jerry« in mein Notizbuch gekritzelt. Jerry, der langjährige Manager, befahl die Empfangstheke. »Eine Woche im Voraus«, bellte er und zog den Zimmerschlüssel aus dem Schachtelregal hinter sich. In den anderen Fächern steckten zusammengerollte Briefe und Softpornomagazine.